Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 31 (1927-1928)
Heft: 22

Artikel: Aus dem rätischen Volksleben [Schluss]
Autor: Lötscher, S. Leonh.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-669681

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

rein! Als die letzten Töne sich verhauchten, mußten alle drei unwillkürlich den Atem einhalten. Da klatschte es laut vor der Türe; eine gellende Stimme rief: „Bravo! Bravo!“ und die Klinke ward zum Öffnen niedergedrückt. Der Stadtpfeifer legte ärgerlich seine Geige weg und schloß auf.

Ein Bursche, der höchstens zwanzig Jahre zählen mochte, trat ein. „Das war prächtig gegeigt!“ rief er, „da bin ich also am rechten Ort. — Guten Abend, Meister Stadtpfeifer!“

Der Angeredete dankte nicht sehr freundlich auf den übermütig gebotenen Gruß und hob die Lampe in die Höhe, um den Fremden etwas näher zu beleuchten. Der junge Mann sah fast verdächtig aus. Die Kleider, obgleich von vornehmem Schnitt, waren stark abgetragen, und das jugendliche Gesicht zeigte die etwas verlebten Züge eines ausschweifenden Jünglings.

„Ich bin Franz Anton Neubauer, der Böhme,“ sprach der ungebetene Gast in stark österreichischem Akzent, „Eure Freunde im Kloster Arnstein lassen Euch grüßen und empfehlen mich Eurer Gastfreundschaft.“ Drauf tat er, ungeheißen, ganz wie zu Hause, legte Stock und Hut ab und setzte sich nieder.

Frau Christine zog ein schief Gesicht und zupfte ihren Heinrich am Rocke; der aber besann sich kurz, schüttelte dem Fremden die Hand und sprach: „Um meiner Freunde willen sollt Ihr mir auf eine Stunde Rast willkommen sein, zumal, wenn Ihr, wie ich denke, ein Musiker seid.“

„Ei!“ sagte Neubauer, „das solltet Ihr wohl wissen. Bin ich gleich noch jung, so kennt man meine Symphonien und Quartette doch schon von Wien bis Paris, und wo meine Musik nicht bekannt ist, da ist es wenigstens meine Person. Seht, ich durchziehe bereits seit zwei Jahren alle kleinen Ländchen, namentlich die geistlichen Herrschaften, und wo ich immer eine musikalische Seele finde, da kehre ich ein; am liebsten in Klöstern, bei Domherren oder auch bei gewöhnlichen Weltgeistlichen. Lutherische Pfaffen meide ich, die haben meist viele Kinder und wenig Wein. Überall zahle ich nur mit Musik. Bei einem unmusikalischen Menschen einzukehren, das wäre schamlose Bettelei; aber ich denke, ein frisch komponiertes Menuett ist schon Zahlung genug für ein Nachtquartier; für ein Klaviersolo kann man schon ein Mittagessen annehmen, und für eine neue Messe müssen mir die Mönche des fettesten Klosters mindestens auf einen Monat freie Zehrung, freien Trunk und Quartier geben. So reise ich schon zwei Jahre durch aller Herren Länder; wer will mir das nachmachen? Bei uns in Böhmen hat man ein Familiensprichwort: Er ist ein Neubauer, werft ihn mitten in die Moldau, und wenn er auch nicht schwimmen kann, er wird doch nicht ersaufen. Das Wort habe ich mir gemerkt, wenn ich toll in jeden Strudel springe, denn ich weiß ja doch, daß ich nicht ersaufen werde.“ **(Fortsetzung folgt.)**

Kriegsäckerlein.

In Kriegeszeiten, als die Welt
Ringsum in Flammen stand,
Da riß man sich, da stritt man sich
Um jeden Fetzen Land.

Da ward dem kleinsten Erdenfleck,
Sonst leer und unbenutzt,
In kurzer Frist, mit Schweiß und List,
Ein Gärtchen abgetrutzt.

Sobald jedoch das Schreckgespenst,
Des Hungers Grau'n, entwich,
Da ließ der neue Landmann schnell
Sein neues Land im Stich.

Nun glüht es brach im Sonnenbrand,
Von Mohn und Disteln rot,
Und nebenan im Graben fault
Ein Stück vergess'nes Brot.

Jakob Heß.

Aus dem rätischen Volksleben.

Von S. Leonh. Lötscher. **(Fortsetzung.)**

II.

Unterengadin.

Am Stephanstage gehen die Schulknaben jeder einzelnen Klasse zu den gleichaltrigen Mädchen. Dieselben geben ihnen je ein Birnbrot, welches in einen Sack getan wird. Nachdem sie das letzte Haus „abgeklopft“ haben, versammeln sie sich in einer Bauernstube. Dort wird dann das Birnbrot mit Kakao vertilgt; die Klassengenossinnen sind selbstredend auch

dabei. Man nennt das „mangiar ils pan grands“, auf deutsch: Birnbrot essen. Nachher gibt es jeweilen noch eine lustige Schlittenfahrt.

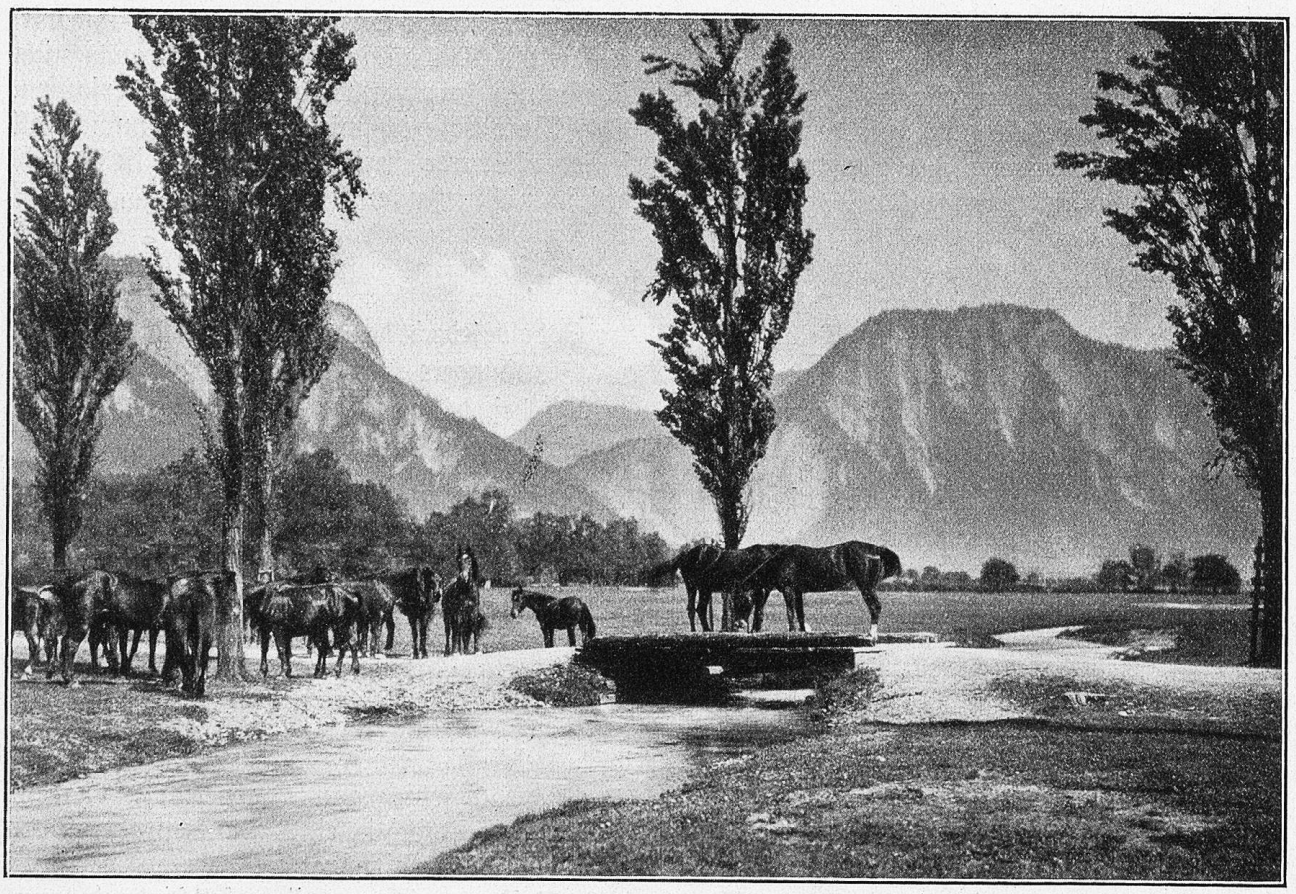
Am Altjahrabend kommen die jungen Mädchen des Dorfes zusammen, stellen sich in einer Gasse, welche von einer andern gekreuzt wird, auf und werfen einen Pantoffel hinter sich. Auf der Seite, nach welcher derselbe fällt, glauben sie ihren Zukünftigen zu finden. Man nennt das „trar la pantoffla“ (Pantoffelwerfen). Dieser Brauch ist manchenorts auch am Dreikönigstage üblich.

In Sent gibt es am Silvesterabend die sog. „marenda da Büman“ zu deutsch: Neujahrsschmaus. Sie wird von den jungen Mädchen veranstaltet. Jedes derselben lädt schon am Stephanstage einen Burschen hiezu ein. Natürlich kommt es dann oft vor, daß die eine oder andere der Dorfschönen einen „gmögigeren“ oder reicheren Jüngling zur „marenda“ haben möchte. Wenn sie jedoch von diesem einen Korb erhalten, sind sie über den andern doch noch froh. Zu dieser „marenda da Büman“ dürfen aber nur Burschen eingeladen werden, die zum „Jungmannschaftsverein“, „plazin“ genannt, gehören. Diejenigen, denen es nicht vergönnt ist, mit einem Mädchen an der „marenda“ teilzunehmen, bilden den sog. „Ledigenverein“.

Inzwischen ist der langersehnte Silvester herangerückt. Die Mädchen sind mit der Vorbereitung für die bevorstehende „marenda“ tüchtig beschäftigt, denn heute muß gezeigt werden, wie gut man das Kochen versteht. Es wird also nur das Beste vom Guten aufgetragen. Die Burschen bringen am Vormittag den Wein ins Haus, in welchem das Essen stattfinden soll.

Am Abend dann, wenn der Altjahrabendgottesdienst zu Ende ist, begibt sich die Jungmannschaft zum gemeinsamen Schmaus. Da geht es zuweilen gar lustig zu und her, und mancher Schabernack wird getrieben. Nachdem das Essen, unter Lobpreisungen oder Aussetzungen der Köchinnen, Gelächter und Geplauder beendet ist, geht es paarweise, in Begleitung einer Handorgel und Clarinette, der Tanzstube zu. Der Tanz dauert bis spät in den andern Morgen hinein.

Am Neujahrsnachmittag versammeln sich die Burschen und Jungfrauen des „plazin“ auf dem Dorfplatze. Hierauf geht es mit einem



Pferdeweide in der Herrschaft (Graubünden). Phot. D. Mischol, Schiers.

Maul- oder Handörgeler an der Spitze von Haus zu Haus, um ein gutes Neujahr anzuwünschen.

Am Abend des gleichen Tages findet nochmals eine solche „marenda da Büman" statt, und auch diese Nacht wird durchgetanzt.

Das Neujahr wird im Unterengadin nicht wie im Schanfigg und Prätigau von allen Schulkindern, sondern nur von den weniger Bemittelten angewünscht. Schon bei Tagesanbruch, ja oft wenn es noch dunkle Nacht ist, gehen sie in die Häuser, um ihren kurzen Spruch: „Bun di, bun an" an den „Mann" zu bringen. Es wird darauf mit vollen Händen gegeben, zumal, wenn es ein Knabe ist, denn es herrscht der allgemeine Glauben, der erste Neujahrswunsch von einem Knaben bringe das Jahr durch Glück, der eines Mädchens aber Unglück. So wird an diesem Tage den Armen geholfen, die Not für eine kurze Zeit zu lindern.

Vom „Hengern" soll man hier nie etwas gewußt haben, obwohl das Unterengadin dem Tirol so nahe ist, und dort ja bekanntlich das „Fensterln", Bezeichnung für „Hengert", Trumpf ist. Dafür hatte man hier die Spinnabende, genannt „Plazins". Dieselben waren auch noch während des letzten Krieges eine Zeitlang üblich. Jedes erwachsene Mädchen nahm sein Spinnrad, „roda da filar", und ein kleines Öllämpchen, „glüm da saif", mit. Alle versammelten sich in ein- und derselben Stube. Da wurde nun gesponnen, gesungen, gescherzt, gelacht, auch hin und wieder gespielt und getanzt. Die jungen Mädchen hatten so Gelegenheit, die „Nach-Feierabend-Stunden" im Kreise fröhlichen Beisammenseins nützlich zu verwenden.

In Sent werden diese „plazins" noch abgehalten, nur daß dabei nicht mehr gesponnen wird. Es ist einfach eine gemeinsame „gemütliche Hockete". Diese „plazins" finden jetzt an den Sonntagnachmittagen und -abenden im Hause eines Mädchens statt, welches zur „plazin" gehört. Einmal in der Woche, und zwar am Donnerstagabend, finden sich die jungen Mädchen in einer Bauernstube ein. Jedes bringt eine Strickarbeit mit. Aber auch die Burschen nehmen an diesen sogenannten „Strumpfabenden" teil. Obschon die Arbeit, die dabei geleistet wird, nicht gerade groß ist, möchten die jungen Leute doch nicht auf diesen Abend verzichten.

Um die Mitte November herum, am häufigsten aber im Christmonat, zuweilen auch im Jänner, wenn es draußen schneit, eine schneidende Bise durch das Tal fegt, die Fensterscheiben gefroren sind, so daß man nicht einmal das

Der Postbote von Schuders. Phot. D. Mischol, Schiers.

Nachbarhaus zu sehen vermag, dann findet jeweilen im Engadin die Hausmetzgete statt.

Das ist ein Tag! Ein Tag der Arbeit, Mühe und des Durcheinanders. Da kommen die Verwandten, Nachbarn, Freunde herbei; sie alle wollen behilflich sein.

Aber etwas darf dabei nicht vergessen werden. Wenn junges Volk im Hause wohnt, dann wird am Abend zuvor der Ochs, der am Metzgtage geschlachtet werden soll, aus dem Stalle entführt und in einen andern gebracht. Dies geschieht natürlich zu später Stunde, wenn alles ruhig ist im Dorf, unter größter Vorsicht, damit ja niemand etwas merke. Ein ganz „Durchtriebener" schleicht sich in den Stall, um das Tier herauszuholen, währenddessen die andern Burschen Ausschau halten. Oft geht es dann ziemlich lange, bis der Besitzer seinen „Toni" oder „Prinz" am andern Tag findet und ihn wieder an den richtigen Ort bringt, und obgleich er der Gefoppte ist, lädt er die „Diebe" am Abend darauf zu der sog. „palorma" ein (eigentlich Totenmahl). Da wird getanzt und gesungen bis gegen Mitternacht und manches Gläslein geleert.

In Sent herrscht der Brauch, daß das Tier, sei es Ochs, Kuh oder Rind, ehe es geschlachtet werden soll, im Dorfe herumgeführt wird.

Zuvorderst ist ein Reiter in Frack und Zylinder; dann kommt die Tanzmusik und das mit Blumen geschmückte Tier, vom Metzger geführt. Als Metzger erscheint der Hauptbeteiligte am vorabendlichen „Diebstahl". Im Zuge gehen auch Burschen als Mädchen verkleidet. Zuletzt folgen die „lavunzas" (Wäscherinnen). Sie sind maskiert und jede hält eine berußte Pfanne in der Hand, mit welchen sie den Kindern nachspringen und dieselben anschwärzen, was großes Gaudium, jedoch oft auch viele Tränen absetzt. Ist der Umzug zu Ende, so wird das Vieh geschlachtet und zwar auch von dem, der das Tier aus dem Stalle entführt hatte. Fehlt der junge Metzger sein Opfer, so ist das für ihn sehr beschämend, da er sich am Abend zuvor doch als einen Helden gezeigt hat. Er wird dann von den andern verspottet und ausgelacht.

Als vor vielen Jahren einem jungen Burschen aus Sent ein solches „Malheur" passiert war, wurde er mit folgendem halb romanischen,

Prätigauer Schlittenfahrt. Phot. D. Mischol, Schiers.

Prätigauer Trachten. Phot. D. Mischol, Schiers.

halb deutschen Spottlied bedacht, das man heute noch etwa auffrischt.

Hoz füt'na fest a Sent
Es war so herrlich,
Ün bouv eira püschlà
So schön, so zierlich.

Rivats aint a Curtin
Bei einem Hause
Chattet pür là l'dalet
Nach einer Pause.

Gnaint intuorn cümün
Mit Musikanten,
Il buov, quel giaiv il prüm
Die andern rannten.

Il bouv gnit coppà
Mit einem Schlage
Culpit et duos ogets
Den Ochsen, das Glas.

La cuolpa del falar
Das war ein Mädchen,
Chi staiva vis-à-vis
Dem holden Schätzchen.

Doch nicht nur Ochsen, Kühe, Rinder werden geschlachtet, sondern auch Borstentiere. Sie werden fein rasiert und abgewaschen, kunstgerecht zugeschnitten, und Nachbarn, Paten und Bekannte äußern ihre Meinung, ob es ein rundes, fettes, schönes Schweinchen sei.

Die größte Arbeit hat an einem solchen Tage die Hausfrau. Schon früh muß sie mit dem Kochen beginnen. Heute gilt es, Ehre einzulegen, und täte sie es nicht, es würde ihr von den Helfern bös angerechnet. Zum Glück wird nicht jeden Tag gemetzget!

Das Hauptvergnügen aber bildet wohl das Fleischhacken; alles singt im Takte mit, und der Hackstock brummt den tiefen Baß dazu.

Und dann das Rauchwürstestopfen! Wer kennt sie nicht, die Engadiner Salsize? Das ist ein Essen, mit einem Tropfen alten Veltliners!

Bis Mitternacht wird gearbeitet, gesungen und gegessen. Dann folgt der Kehraus. Sie trotten heimwärts durch den tiefen Schnee, die Nachbarn, Paten, Freunde und Bekannten. Schwer fallen die Flocken zur Erde hernieder. Schwer ist auch ihr Gang.

„Denn, so viel Würste, so viel Wein,
Wem möcht es da nicht „schwindlig" sein?"

„Bavania“, auch „Buania“ oder „Bibania“, so nennt der Rätoromane das auf den 6. Januar fallende Dreikönigsfest. Die Bezeichnung läßt sich ohne große Schwierigkeit als eine verstümmelte Form des griechischen „Epiphania“ erkennen, das im deutschen „Erscheinung“ heißt und in diesem besonderen Falle mit „Erscheinung Christi“ wiedergegeben zu werden pflegt. Ganz besonders im Volksglauben errang sich die Bewunderung und Verehrung der „Drei Könige“ schon verhältnismäßig früh den Vorzug vor der ursprünglichen Bedeutung des Festes, und auch der Rätoromane feiert sein Bavania vornehmlich zur Erinnerung an die Anbetung der Magier als Dreikönigsfest.

Das junge Engadiner Mädchen müht sich an diesem Tage um die Erforschung der Zukunft. Es möchte vor allem erfahren, ob und was für einen Geliebten das neue Jahr ihm beschert. Es schaut denselben am Dreikönigsabend, indem es in der Dunkelheit des Kämmerleins die Hände fest gegen beide Augen preßt und dabei bestimmte Formeln hersagt. Hierbei zeigt das durch den Wunsch suggerierte Bild dem Mädchen nicht nur die äußere Gestalt des Zukünftigen, sondern gibt ihm auch Aufschluß über dessen Gesinnung und Vermögensbestand:

„Ist er arm, kommt er geschritten,
Ist er reich, kommt er geritten.“

Auch der Brauch des „Bleigießens“ ist an diesem Tage im Unterengadin noch im Schwange. Man gießt Blei in kaltes Wasser und versucht, aus den sich im Wasser bildenden Bleigestalten zu erforschen, was das Jahr bringt. Die Jugend befragt heute noch das sogenannte „Dreikönigsbuch“ („Cudisch da Bavania“), dessen Fragen und Antworten durch Würfeln ermittelt werden.

Ein ebenfalls verbreiteter Dreikönigsbrauch ist das Wettervoraussagen durch den „Zwiebelkalender“. Man zerteilt die Zwiebel in 12 Teile, auf welche gleichmäßig viel Salz gestreut wird. Je nachdem die Stücke naß werden oder trocken bleiben, gibt es nasse oder trockene Monate.

Nach solchen Maßnahmen, in welchen der Volksglaube die segnende Wunderkraft der Heiligen drei Könige verkörpert sah, glaubte man, sicherer und mit mehr Zuversicht dem neuen Jahre entgegengehen zu können.

Am Tage vor Lichtmeß versammeln sich die Schulbuben in einer großen Tenne. Die „Jüngern“ müssen überall Stroh „betteln“, welches ihnen die Bauern gerne geben. Die „Ältern“ wickeln dasselbe um eine Latte herum, bis ein Strohmann, romanisch „l'hom strom“ daraus geworden ist. Es ist dies gar keine leichte Arbeit, so daß oft ältere Männer ihnen zu Hilfe kommen müssen. Wenn es dann Abend geworden ist, tragen sie denselben auf einen freien Platz hinaus und verbrennen ihn unter höllischem Freudengeschrei. Sie wollen damit kund tun, daß der Winter nun aus dem Lande getrieben und dem nahenden Frühling freie Bahn geschaffen sei. Diesem Schauspiel wohnt hauptsächlich die Jugend bei.

Wenn früher ein Verlobter in die Fremde zog, so begleitete ihn seine Braut ein Stück weit zu Fuß. Unterwegs gab sie ihm, als Andenken, ein Hemd, welches sie ihm heimlich gemacht hatte.

Am Sonntag vor der Hochzeit lädt die Braut ihre Freundinnen zu einem kleinen Festessen ein. Große Kuchen werden gebacken, und in einen derselben versteckt die Braut einen Ring. Sie muß auch das Gebäck selbst herstellen. Diejenige der Freundinnen, die in ihrem Kuchenstück den Ring findet, wird die nächste Verlobte des Dorfes sein.

Wird ein bunter Hochzeitsrock der Braut im Hause ihrer Eltern zugeschnitten und hat die Näherin alles vorgerüstet, tritt im Beisein der Braut ihre Mutter oder sonst eine ältere Verwandte mit der Schere hinzu. Sie schneidet von dem breiten Stück Tuch einen vorgezeichneten Streifen ab und gibt ihn der Braut. Diese rollt ihn sorgfältig zusammen und legt ihn zu ihrer Aussteuer. Aus diesem Tuch wird dann später einmal die „Fäsche“ gemacht, in die das erste Kind am Tage der Taufe gewickelt wird. Wenn die Mutter des Neugeborenen Zeit und Lust hat, so stickt sie auf das Tuch die gleiche Verzierung, wie die, die ihren Hochzeitsrock schmückte.

Wie sonst in anderen Gegenden an Ostern das Eierfärben Sitte ist, werden im Unterengadin hauptsächlich die „Fuatschas“ gemacht. Es ist dies ein sehr feines Gebäck, welches wahrscheinlich nur die Engadinerin richtig zu machen imstande ist. Überall, wenn man auf Besuch geht, werden diese „Fuatschas“ aufgestellt.

Wenn der Bauer mit dem Bergheu zu Ende ist, bekränzt er sein Zugtier, sei es Pferd, Ochs, Kuh oder gar Esel, mit einem Tannenzweig,

zum Zeichen, daß er nun mit dem Emden beginnen kann. Am Abend gibt es dann „Küechli", die sog. „vaischlas", die an diesem Freudentage auf keinem Tische fehlen dürfen.

Das Kartoffelausgraben im Herbst, der Abschluß des Erntens, ist für die Unterengadiner das reinste Fest. Da wird beinahe wie an einer Hochzeit vom Feinsten und Besten aufgestellt.

Nach alter Vätersitte geht der Bauer, bevor er sich zur Ruhe legt, in den Stall, um zu schauen, ob alles in Ordnung sei. Man nennt das: „dar tschüt d'ui".

Stirbt jemand im Dorfe, so kleiden sich sämtliche jungen Mädchen am darauffolgenden Sonntag schwarz, zum Zeichen der allgemeinen Trauer.

Auch ist es Sitte, beim Toten die Nacht über Wache zu halten. An Begräbnissen nehmen alle Dorfbewohner, wenn irgendwie möglich, teil.

Ich möchte meinen Artikel über das Unterengadin mit folgender Begebenheit, die sich einmal am untern Inn abgespielt haben soll, schließen.

Zwei ältere Eheleute lebten in ständigem Streit miteinander. Er war ein Trinker, sie war nie zu Hause und vernachlässigte dadurch die Familie. Da fiel der Frau ein guter Gedanke ein, und sie sagte eines Tages zu ihrem Mann: „Du, weißt Du, warum wir keinen Frieden unter uns haben und ein solch trauriges Leben führen?" „Nein," war die Antwort desselben, und er schaute seine Ehegattin höhnisch an. „Weil wir den Hochzeitstanz nicht getanzt haben." Kurz entschlossen zogen sie sich „hochzeitlich" an und als es ganz dunkel war, man sagt, es soll in der Geisterstunde gewesen sein, sind sie nach einem freien Platz unweit des Dorfes gegangen, und haben dort den verspäteten Hochzeitstanz nachgeholt.

Von dieser Stunde an sollen die beiden, nach zehnjährigem Unfrieden, glücklich miteinander gelebt haben. Er wurde enthaltsam und sie eine gute, treue und sorgliche Hausmutter, wie es sonst alle echten Unterengadinerinnen sind.

*

III.
Schanfigg und Prätigau.

Die Sitten und Volksgebräuche aus dem Schanfigg und Prätigau, über welche ich berichten möchte, sind vielfach heute noch lebendig. Das kommt daher, daß in diesen beiden Talschaften das Neue noch nicht so überhand genommen hat und von der Vermischung mit fremden Elementen größtenteils verschont geblieben ist.

Sobald ein Knabe oder Mädchen konfirmiert ist, gehört er oder sie zur Gesellschaft, zu den „Ledigen". Der Knabe, der vielleicht vor fünf Tagen noch die Schule besuchte, nennt sich nun gewichtig einen „Burschen". Er darf jetzt rauchen (was er zwar schon früher tat, aber natürlich nur „heimlich"). Das Mädchen trägt den Zopf nicht mehr lang, sondern bindet das Haar auf. Sie ist jetzt ein „Jüngferchen" und beide sind „Erwachsene".

Zum Unterschied zwischen einer verheirateten Frau und einem ledigen Mädchen trägt jene einen farbigen, diese einen weißen Kopfverbund.

Im Schanfigg sind die Sonntagnachmittagsbelustigungen noch allgemein gebräuchlich.

Die ganze Gesellschaft kommt ungefähr um 1 Uhr auf dem Dorfplatz zusammen, um gemeinsam auf eine ebene, trockene Wiese zu gehen und dort ihre altbekannten Spiele aufzuführen. Die hauptsächlichsten sind „Ringschlagen", „Paletla", „Korporal heraus" usw. Im Winter aber, oder bei gruseligem Wetter, finden sich alle in einer heimeligen, wohlgeheizten Stube ein. Hier wird gespielt, gesungen, gescherzt und gelacht und oft kommt es vor, daß einer oder der andere Spukgeschichten erzählt. Das Lustigste von allem aber sind wohl die Pfänderspiele. Ab und zu wird auch noch getanzt nach einer Mundharmonika, oder es holt sich einer seine stets bereite Handorgel und es werden tüchtige „Stämpfe" auf den Boden getan. Das gehört zu einem echten „Schanfigger-Tanz". Sehr häufig geschieht es, daß die Mutter oder Tochter des betreffenden Hauses der ganzen „Bagaschi" den Kaffee macht. So verfliegen die Sonntagnachmittagsstunden im Nu, und freudigen Herzens kehrt alles heim, die Burschen zum Füttern des Viehes, die Mädchen, um für die Familie zu kochen. Damit ist aber der Sonntag mit seinen harmlosen Belustigungen noch keineswegs beendet.

Nach dem Nachtessen tun sich einige gute Freunde zusammen, so auch an den Samstagen, und gehen dann zu der Liebsten des einen oder andern. Oft weiß oder hofft das Mädchen, daß die Hengertburschen kommen, und sie sieht sich vor, daß die Eltern und Geschwister frühzeitig zu Bette gehen. An der Haustüre klopfen die Burschen, und es kann vorkommen, daß einer

Kirchgang in Schuders. Phot. D. Mischol, Schiers.

sich die Handknöchel wund schlägt, wenn die Auserkorene zu lange auf sich warten läßt. Selten aber ziehen sie ab, bevor das Mädchen aufsteht und fragt: „Wer ist dunnä?" Worauf die Hengertburschen mit verstellter Stimme antworten: „Guet Fründ!" Das Mädchen aber läßt nicht „luck", und ein Wort gibt das andere, bis die „Spröde" richtig erkannt hat, wer die „Ruhestörer" sind. Wenn die jungen Leute aber etwa meinen, sie können jetzt heimlich „hengern", dann haben sie sich geirrt, denn sie werden „gegraben". Die jüngsten und ältesten Burschen des Dorfes suchen nämlich alle Häuser ab, um zu sehen, ob jemand am „hengern" sei.

Kein Fensterladen zumachen oder verstopfen, kein Lichtausdrehen hilft etwas dagegen. Die „Graber" können kaum irregeführt werden. Sie finden immer heraus, wo „gehengert" wird, und wehe dem, der nicht freiwillig die Türe öffnet. Sie würden sie einfach einschlagen. Die Hengertburschen müssen nun den Grabern den sog. „Graberwein" bezahlen, der gewöhnlich von den Jüngsten in der nächsten Wirtschaft geholt wird. Wenn derselbe mit dem Getränk zurückgekehrt ist, beginnt erst der „Radau", denn es kann vorkommen, daß zehn oder noch mehr Burschen in ein und derselben Stube sind. Da wird gepfiffen, gesungen, gerauft und gefoppt, daß es eine Art hat. Der Hausvater hat aber schön still zu sein! Und er ist es auch, sie hatten es ja einst auch so gemacht. So geht's manchmal bis zum frühen Morgen. Hat einer jedoch ein spezielles Liebchen, dann weiß er es mit Hilfe derselben schon einzurichten, daß sie allein beisammen sein können, sollte es auch nicht an einem Samstag oder Sonntag sein.

Noch schlechter bestellt ist es aber um einen Auswärtigen, zu „hengern". Gegen einen solchen gehen die einheimischen Burschen „scharf" vor. Oftmals wird einer tüchtig verhauen, um es ihm zum voraus zu verleiden, zumal, wenn das betreffende Mädchen, bei welchem der Auswärtige „z'hengert" gehen will, eine Schönheit oder sonst eine begehrenswerte ist. In einigen Dörfern des Prätigaus ist es Sitte, daß gelost wird, wer „z'hengert" gehen darf. Es trifft

dies immer zwei Burschen. Wenn dieselben nicht „hineinkommen", dann muß jeder ein Frankenstück bezahlen. Das so gewonnene Geld wird dann zum gemeinsamen „Weintrank" verwendet. Daß durch den Hengert irgendwie eine sittliche Gefahr droht, ist hier ganz und gar ausgeschlossen. Es geht unter rechten Burschen anständig zu.

Wenn ein Mädchen dem Klopfen der Hengertburschen kein Gehör schenkt oder den Einlaß verweigert, dann wird alles Mögliche ersonnen, um die Spröde zu foppen. Vor dem „Kammeräpfänster" wird ein Lied gesummt, währenddem einige andere mit Stecken auf ein Blech schlagen, so daß kein Mensch im ganzen Hause schlafen kann. Oder es werden hohe Holzbeigen vor die Haustüre aufgetürmt und das übrige Holz gar in den Brunnen geworfen; oder wenn ein Haus auf einer Anhöhe steht, werden die Scheitstöcke, deren ein Bauer meistens mehr als nur eines hat, den Hügel hinunter „getrölt". Ganze Schweineställe werden abgebrochen, Balken ausgehängt und anderswo hingetragen. Und mancher arbeitsame Bauer, der seinen Schlitten, um früh auf die Alp zu kommen, wo er Holz zu holen hat, am Vorabend schon ein Stück weit oberhalb des Dorfes gebracht hat, fand denselben irgendwo auf einem Stalldach, weit von dem vermeintlichen Ort entfernt.

In Fideris soll es vorgekommen sein, daß der Vater einer bildschönen Tochter, welche aber noch sehr jung war, streng verbot, zu hengern. Als eines Samstagabends wieder einmal tüchtig an die Türe geklopft wurde und es nicht mehr aufhören wollte, kam er mit einem Prügel bewaffnet vors Haus, um Ruhe zu schaffen. Die Hengertburschen aber nicht faul, verkrochen sich hurtig in den danebenstehenden Schweinestall. Der Hausvater dachte, hier könne er die „Quälgeister" gerade gut „versohlen". Als derselbe nun in dem Dunkel herumfuchtelte, machte sich einer nach dem andern von den Burschen aus dem „Käfig" heraus und ließen den Bauer allein in dem Schweinestall zurück, indem sie das Türchen sorgfältig verriegelten. So mußte er eingesperrt bleiben bis zum hellen Morgen. Hierauf soll er von seiner „Pedanterie" geheilt gewesen sein.

In Schuders soll einer Familie, die durch ihren Geiz allgemein bekannt war, an einem Sonntagmorgen, als die Bewohner des Hauses im Gottesdienst waren, von einigen übernächtigen Burschen der „Tschunken" aus der Suppe genommen und durch ein paar alte „Schlärkän" ersetzt worden sein. Die Geizhälse werden Augen gemacht haben, als sie, heimgekehrt, den zusammengeschrumpften Inhalt aus dem Suppentopf zogen!

In der Altjahrsnacht gehen die Burschen des Dorfes vor die einzelnen Häuser und singen ein bis zwei alte Volkslieder. Hierauf werden sie von dem Dorfwirt zu Wein, Pitta und Birnbrot eingeladen. Die jüngeren Burschen läuten das alte Jahr aus und das neue ein, währenddessen sich die ältern am Wirtshaustische gütlich tun. Um 1 Uhr machen sie sich auf, um den jungen Mädchen das Neujahr anzuwünschen. Zu oberst im Dorfe wird angefangen und dann werden die weitern Häuser abgesucht. Hier versucht man den „Brenz", dort den „Röteli" und zwischenhinein gibt es einen warmen Kaffee, der wieder auf die Beine hilft.

Am Neujahrsnachmittag machen die Mädchen den Burschen einen Gegenbesuch.

Auch die Schulkinder gehen am Neujahrstage gemeinsam von Haus zu Haus, um mit einem kürzeren oder längeren Spruch zum neuen Jahr viel Glück zu wünschen.

Wenn ein Bursche in die Fremde zieht, so geben ihm alle erwachsenen Mädchen des Dorfes ein Stück weit das Geleite.

Begegnen sich die Dorfbewohner auf dem Wege, so geht keiner am andern vorüber, ohne daß er diesen über sein Tun und Treiben befragt.

Der Aberglaube scheint in manchen Gegenden des Schanfiggs und Prätigaus noch ziemlich verbreitet zu sein.

Zieht ein Sohn oder eine Tochter in die Fremde, so gibt man dem Fortreisenden ein Stücklein Brot mit. An diesem soll man riechen, wenn einen das Heimweh ankomme, damit es vergehe.

Ein alter Kinderschuh, vor dem Hause aufgehängt, bringe Glück.

Wenn man in ein anderes Haus ziehe, soll man zuerst ein Stück Brot auf den Tisch legen, und man werde nie Mangel leiden.

Der Traum, den man in der ersten Nacht in einem fremden Bett habe, solle sich erwahren.

Beinahe an jedem Schanfigger- und Prätigauerhaus finden wir alte, tiefsinnige Inschrif-

ten und Sprüche, von denen viele jedoch verwischt und kaum mehr zu entziffern sind.

Ich möchte an dieser Stelle einige solcher Sprüche wiedergeben.

An einem Haus in Peist:

Ich bin ein Gast auf Erden,
Und hab' hier keinen Stand.
Der Himmel soll mir werden,
Dort ist mein Vaterland.
Hier muß ich Unruh' haben,
Reis' mühsam ab und zu,
Dort wird mein Gott mich laben
Mit seiner ew'gen Ruh.

An einem Haus zwischen Praden und Tschiertschen:

Wodurch wird unser Haus ein christliches Haus?
Dadurch, daß es gebaut wird im Namen Jesu.

An einem Haus in Putz:

Ein gastliches Haus gibt unendlich mehr als Essen und Trinken und Herberge.

An einem Haus in Litzirüti:

Mag draußen auch fließen der Welt Honigseim,
Für mich gibt's kein Plätzchen, so süß wie mein Heim.
Da lacht mir das Herze, wie nirgendwo mehr,
Da säuselt der Friede vom Himmel mir her.
Heim! Heim! süßes Heim!
Für mich gibt's kein Plätzchen,
So süß wie mein Heim.

An einem Haus in St. Peter:

Dies Haus ist mein
Und doch nicht mein;
Der vor mir war,
's war auch nicht sein,
Der ging hinaus und ich hinein;
Nach meinem Tod
Wird's auch so sein.

Vor uralten Zeiten war es im Prätigau üblich, daß die Burschen zur richtigen Wahl ihrer Zukünftigen den „Heiratskalender" zu Rate zogen, der hin und wieder auch das Richtige getroffen haben soll.

Ein Brauch im Prätigau, der auf viele, viele Jahre zurückzuführen ist, ist das jetzt noch übliche Alpfeuer. Die Hirtenknaben sammeln mit Hilfe ihrer Altersgenossen Reisig und tragen es auf einen aussichtsreichen Punkt. Am späten Abend zünden sie den Reisighaufen an, zum Zeichen, daß am nächsten Tag die Alp bestellt werden kann.

Früher jedoch war unter dem abergläubischen Volke die Meinung, daß das Alpfeuer die Macht habe, die Geister in der Alp zu bannen, so lange das Vieh oben sei.

Noch herrscht in den beiden Talschaften der Brauch, daß mindestens einer aus jedem Hause zur Kirche gehen muß. Wer es nicht täte, würde gegen die allgemeine Sitte verstoßen.

Am Sonntagmorgen, wenn sie zur Kirche gehen, schreitet er voran und sie dicht hinter ihm nach, bedächtig und steif. Sie haben ein schweres Gangwerk vom Pflügen. Wer sah je einen Bauer mit seiner Eheliebsten, außer am Hochzeitstage, am Arm gehen? Sie gehen einher, gebeugt und still, sie sagen sich nicht viel unterwegs; sie haben sich nicht viel zu sagen; denn eines denkt des andern Gedanken. Unter gleicher Arbeit, in gleicher Umgebung, wachsen sie auf, beide brachten Gleiches mit in die Ehe, beide traf gleich hart Unwetter und Dürre, beide machte gleich froh der Segen Gottes in Haus und Feld. Kein Wunder, wenn sie so ganz und gar zwei Gleiche geworden sind, daß eines des andern Gedanken denkt.

Zum Schlusse möchte ich in die Worte des ladinischen Dichters Simon Caratsch einstimmen, der da sagt:

„O ihr modernen Fortschritts-Weisen,
Die alles neu und besser seh'n,
Soll ich euch hin und wieder preisen,
So laßt die alten Bräuche steh'n!" (Schluß.)

Schweigen.

Alles Größte hüllt sich in Schweigen,
feierlich stumm schwebt der Sternenreigen;
andachtsvoll an des Lebens Grenzen
seh'n wir das Rätsel der Ewigkeit glänzen.

Groß ist auch zwischen zwei Herzen die Stille;
tief im Verborgenen reift da der Wille,
unausgesprochen und ungeschrieben,
ewig, ewig einander zu lieben.

Margarete Schubert, Feldmeilen.

Pah ... Eine Negerin!

Von René Gouzy.

In einer weiten Lichtung, der ersten, die sich seit acht Tagen blicken läßt, richtet sich die Kolonne für die Nacht ein. Die Gewehrpyramiden stehen ausgerichtet da, das Gepäck ist abgelegt, die Munitionskisten liegen sorglich neben dem Zelt des Kommandanten aufgeschichtet. Die Leute reinigen mit nacktem Oberkörper ihre Waffen oder bessern, so gut es geht, die zahlrei-